

Vom Süden lernen?

Die Bedeutung traditioneller Bewältigungsmuster von sozialen Krisen und ihre Relevanz für die Sozialarbeit in heterogenen Kulturen

Einleitung

Krisenbewältigungsszenarien, ob sie nun auf einer höheren politischen, staatlichen Ebene oder in der Kleinräumigkeit von Familien stattfinden, unterliegen immer einem soziokulturellen Ethos, also dem Ganzen der moralischen Gesinnung einer Kultur, deren Sitten sich aus dieser Grundgesamtheit ableiten (vgl. Bettelheim 1971, 27 ff). Menschliche Kulturen haben im Laufe ihrer Entwicklung differente Muster dieser Krisenbewältigung generiert, ohne dass sie auf ein überlokal organisiertes Hilfesystem zurückgreifen konnten oder mußten .

Erziehung war bis zum 19. Jahrhundert ein Privileg der höheren Stände und eine, im heutigen Sinne, sozialpädagogische Beratung oder Begleitung und ein entsprechendes für jedermann nutzbares Angebot gab es nicht. Familien waren hierarchisch mit dem Vater als Oberhaupt organisiert, Bildung für alle existierte nicht und schon gar nicht ein allgemeines Bewusstsein von sozialen Konflikten. In den meisten Schichten der mittelalterlichen Gesellschaft galt ein Kind als "noch gar nicht 'richtiger' und 'normaler' Mensch" (Fertig 1984, 3). Bildungsinvestitionen wurden nur in die Sprösslinge höherer Stände getätigt und waren äußerst funktional ausgerichtet. Eine allgemeine Schulpflicht wurde in Deutschland erst in der Weimarer Verfassung von 1919 im Artikel 145 festgeschrieben. Vorher gab es in verschiedenen Einzelstaaten entsprechende Gesetze, beispielsweise in Preußen 1839.

Im Zuge der Aufklärung und der nachfolgenden Industrialisierung wurde Bildung zum Allgemeingut. Parallel dazu entwickelte sich im Kontext der Europäischen Moderne eine staatlich kontrollierte und funktionalisierte Sozialpädagogik. Was ursprünglich als Armutsbekämpfung mit der Caritas und mit der Entstehung öffentlicher Jugendfürsorge für Findel- und Waisenkinder im ausgehenden

Mittelalter begann (vgl. Schilling 1997), durchdrang mit der Zeit viele Bereiche des Lebens, die vorher allein von Familienstrukturen bestimmt waren. Die natürlich gewachsenen Systeme der kleinteiligen Lebensbereiche Familie, Verwandtschaft/Sippe, Nachbarschaft und Dorf-/Kleinstadtkommunität lösten sich nach und nach auf und Teile ihre Aufgaben verlagerten sich – nicht zuletzt durch die starke Verstädterung – zunehmend auf organisierte und professionelle Hilfssysteme. Diese, angesiedelt zwischen Kindergarten und Altenpflege, waren Folge der stetigen Ausdifferenzierung moderner Industriegesellschaften, der so genannten "heißen" Kulturen (Erdheim), und den sich dadurch mehr und mehr auflösenden Strukturen traditioneller sozialer Bezugs- und Beziehungssysteme. Diese Auflösung wird in der öffentlichen sowie der wissenschaftlichen Debatte unter den Begriffen "Individualisierung" und "Entbettung" rubriziert. Soziale Unterstützung, Konflikt- und Krisenbewältigung wurden in der Moderne zur professionellen Dienstleistung; es entstand das sozialpädagogische Jahrhundert.

Es gibt kaum noch einen Lebensbereich, der frei ist von den umfangreichen Angeboten professioneller Konflikt- und Krisenbewältiger. Dies stellt natürlich ebenso einen umfangreichen Dienstleistungsmarkt dar, dessen wirtschaftliche Bedingungen exakt denen des primären Sektors entsprechen. Es ist im Umfeld des staatlichen Bildungssektors ein öffentliches Hilfswesen entstanden, das mit öffentlichen Geldern finanziert, ehemals private Betreuungsaufgaben, wie z. B. Kindertagesstätten, übernimmt. Auch andere, früher rein private Aufgaben, wie die Altenpflege, die vor wenigen Generationen ausschließlich Familiensache war, und neu entstandene Phänomene wie Drogenhilfe und die Betreuung von Obdachlosen, wurden von der öffentlichen Hand übernommen. Staatliche Stellen (Sozialämter, und seit Hartz IV auch die Zusammenarbeit zwischen Arbeits- und Sozialamt – an den Prinzipien hat sich wenig geändert – auch wenn das Klientel nun zum "Kunden" wird und das Arbeitsamt "Agentur" heißt) sind Teil der professionellen Hilfesystematik und ebenso Wirtschaftsfaktoren in ihren Funktionen als Arbeitgeber und Ausbilder. Dieses professionelle Hilfesystem ist derartig umfassend geworden, dass manche Wissenschaftler schon darauf hinweisen, man müsse in Europa gegen die "Verheerungen" des Sozialhilfesystems (Yunnus 1998, 230) angehen, um die "Wiederbelebung der kleinen Lebensbereiche" (Herzog 1996) zu re-installieren.

Umbau

Wir erleben nun einen grundlegenden Umbau – wenn nicht gar den Rückbau – der sozialpädagogisierten Gesellschaft, in der es auch einen Umbau von organisierten und professionellen Hilfen gibt. Die kleinen Lebensbereiche sollen nun, in Zeiten knapper öffentlicher Kassen, reaktiviert, die öffentlichen und oft sozialpädagogisierten Hilfsstränge quasi wieder zurückübernehmen. Dabei findet insbesondere eine neuerliche Betonung der Bedeutsamkeit von Selbstverantwortung und der Organisation von Unterstützung jenseits professioneller Systeme statt, die u. a. als Vernetzung und Ressourcenaktivierung etikettiert und diskutiert wird. Die Zielvorstellung hierbei ist sehr unklar und es geht immer wieder in der politischen und öffentlichen Debatte um die Vorstellung der Übertragung von Unterstützung auf selbstverantwortliche Personengruppen und Subjekte. Jedoch leben wir "in einer Konkurrenzgesellschaft, wo es darauf ankommt: Du musst Erfolg haben. Du musst in der Konkurrenz vorne an bleiben. Das ist deine Selbstverantwortung, dass du es schaffst, immer vorne dran zu bleiben. Und wenn du zu den Verlierern gehörst, dann musst du lernen, dass du selbst daran schuld bist. Und komme nicht und verlange, dass dir andere sozial helfen, das ist deine Sache. Das Wort Eigenverantwortung/Selbstverantwortung, das gibt es im deutschen Wörterbuch der Grimms noch gar nicht. Das ist auch eine Erfindung, die benutzt wird, um die Schwächeren und die Leidenden dazu zu bringen, dass sie nicht etwa auf die Idee kommen, aufzubegehren, sondern dass sie lernen: Ich bin selbst minderwertig, wenn ich verliere. Und dann hat man eine kalmierte Gesellschaft, auch der Verlierer, die man dazu erzogen hat, sich selbst dafür zu hassen, dass sie Verlierer sind" (Richter 2007).

Diese Gruppen und Einzelpersonen, an deren Selbstverantwortlichkeit appelliert wird, setzen sich meist aus den unteren Einkommenschichten, sozial Schwachen und, aufgrund ihres Bildungs- und Ausbildungs- und Einkommensstandes, niedrigen Schichten zusammen, die auf dem Arbeitsmarkt kaum noch Chancen auf eine unabhängige Existenzsicherung haben – den o. g. Konkurrenzkampf also fast schon verloren haben. Obwohl davon ausgegangen wurde, dass das ein Problem der unteren Schichten ist, wird mittlerweile auch beobachtet, dass Teile der darüber liegenden Mittelschicht ebenfalls in die Verarmung rutschen. Diese Segregation, die man jahrelang als unteres Drittel der 2/3 Gesellschaft benannte, bringt nun – in der aufgeheizten öffentlichen Diskussion um das Ende der Solidargesellschaft und dem

Allheilmittel "Privatisierung" – neue Begriffe hervor, die die eigentliche Situation verschleiern und nichts zur Lösung sozialer Probleme beitragen. Prekariat ist zwar ein klangvoller Terminus, bringt aber kein Verständnis und schon gar keine Lösungsvorschläge zur Abflachung des sozialen Gefälles. Allenfalls entstehen neue Schilder, die die vermeintliche Faulheit und Arbeitsscheu der schlechter Gestellten etikettieren, die sich angeblich den ganzen Tag Gerichts-, Koch- und Renovierungsshows im Unterschichtenfernsehen ansehen. Vielen der so Etikettierten fehlt es an den entsprechenden Einsichten und der sozialen Praxis, um nun plötzlich die geforderten Ideen und Handlungskompetenzen zur Verbesserung ihrer persönlichen sozialen Situation zu entwickeln. Eigenverantwortlichkeit sowie soziale und kulturelle Eigeninitiative war Generationen lang nicht gefragt und wurde somit auch nicht ausreichend gefördert. Daher stößt die anstehende Privatisierung staatlicher Aufgaben nun auf Unverständnis, Protest und evoziert an mancher Stelle extreme Gesinnungen, wie der Zulauf zu rechtsextremen Parteien, die schlichte Heilsbotschaften verbreiten, beweist.

Die Konkurrenzgesellschaft in westlichen Kulturen prägt sich immer stärker aus, je mehr sich der grundgesetzlich verankerte soziale Staat¹, über seine Repräsentanten gelenkt und verschreckt von den Globalisierungsdrohungen der Wirtschaft, aus seiner sozialen Verantwortung zurückzieht. Strukturelle Probleme, wie das der hohen Arbeitslosigkeit und der mit ihr einhergehenden sozialen Verelendung, werden durch kurzfristige Programme keinesfalls beseitigt, egal, ob sie nun Hartz IV, Beschäftigungsgesellschaft, Ein-Euro-Job oder unqualifizierte Sozialarbeit (Einkaufsdienst und Vorlesen in Pflegeheim) genannt werden. Solche Maßnahmen, auch die fortwährende Kürzung der Zuwendungen für sozial Schwache, schaffen kein Bewusstsein von Eigenverantwortlichkeit und versetzen niemanden in die Lage, nun seines "Glückes eigener Schmied" zu sein, wie eine "Haltung in bürgerlichen Kreisen, die nie von einem Abrutschen in Arbeitslosigkeit, Armut, langanhaltende Abhängigkeit von Sozialhilfe oder Obdachlosigkeit bedroht sind" (Hengsbach 2004), ausdrückt.

Auch die von Mohammed Yunnus genannten "Verheerungen der Sozialhilfe" tragen nicht dazu bei, ein Bewusstsein von eigener Kraft und eigenem Potential zu bilden,

¹ Im Grundgesetz heißt es in Artikel 20: "Die Bundesrepublik Deutschland ist ein demokratischer und sozialer Bundesstaat".

das bei der Rückübernahme bis dato staatlich finanzierter Sozialmaßnahmen Selbsthilfekräfte freisetzen könnte. Hier hätte nun eine moderne und sich an lokalen Einheiten orientierende Sozialarbeit einen nahezu idealen Ansatzpunkt. Um zu vermeiden, dass es Familien gibt, deren einzige Einkommensquelle über Generationen hinweg die Sozialhilfe ist, genügt es nicht, diesen Zustand, je nach politischer Großwetterlage, medienwirksam zu beklagen. Ebenfalls tragen die unsäglichen Stammtischparolen (Es gibt kein Recht auf Faulheit; Sozialschmarotzer etc.) nicht dazu bei, die Situation einer zunehmend weiter verarmenden Unterschicht und einer vom Abrutschen bedrohten Mittelschicht in irgendeiner Weise zu verbessern. Eine Sozialhilfe, die nur zahlt, aber nicht fördert (und gelegentlich an der falschen Stelle fordert), bei der sich niemand um Einzelschicksale kümmert und die dann letztlich zum Anwachsen einer vollkommen chancenlosen Unterschicht beiträgt bzw. diese zementiert, ist sinnlos. Ebenso die Ausbildung von Sozialarbeitern, die diese Misere mehr oder weniger nur verwalten und nicht in der Lage sind, weder von ihrer Ausbildung noch von ihren (teilweise amtlichen) Kompetenzen her, wirkliche und strukturelle Verbesserungen zu schaffen. Dies gilt nicht nur für die reine Sozialhilfe, sondern betrifft nahezu alle Bereiche, in denen Fachkräfte zwischen Kindergärtnerin und Diplompädagoge ihre Arbeitsbereiche finden. Die meisten, die beruflich mit sozialen Problemen befasst sind, sehen sich irgendwann mit den Grenzen ihrer Wirkungsbereiche konfrontiert und können, selbst wenn sie wollten, nicht wirklich etwas an der Gesamtsituation ändern. Die Limitierungen liegen meist im Budget der jeweiligen Organisation, die hier Arbeitgeber ist oder in ihrer eigenen Verfassung begründet, so dass sich die Mitarbeiter nur um Teile der sozialen Problematik kümmern, kümmern können. So gut wie keine soziale Organisation, ob nun staatlich oder in irgendeiner Form privat organisiert, ist in der Lage, soziale Schwierigkeiten als vielschichtig und multidependent zu begreifen bzw. umfassend Lösungen anzubieten. Auch in der täglichen sozialen Arbeit ist die Diversifikation der einzelnen Arbeitsbereiche weit fortgeschritten und ab einem gewissen Punkt fängt immer die Zuständigkeit einer neuen Dienststelle oder eines anderen Arbeitsbereiches an. Dies führt dazu, dass beispielsweise Familien, die eine große Zahl sozialer Komplikationen aufweisen, nicht als Ganzes, sondern eben nach Zuständigkeiten sortiert betreut werden. Und genau diese Einteilung führt zu den erwähnten Verheerungen der Sozialhilfe. Eine unüberschaubare sozialarbeiterische und -pädagogische Hilfsvielfalt ist entstanden und bedingt die Möglichkeiten eines Hoppings zwischen den einzelnen Stellen möglicher Hilfe, wo eine Lösung der Probleme aus *einer* Hand notwendig wäre.

Soziale Arbeit, die Familienhelfer und Sozialarbeiter/Sozialpädagogen mit weitreichenden Kompetenzen ermöglicht und die verschiedenen Maßnahmen in einer Hand koordiniert sowie kleinräumig und lokal fokussiert arbeitet, wäre hier ein Anfang. Dieser ist aber ohne eine vorgehende genaue Bestandsaufnahme des Status quo nicht möglich.

Fragestellung

Wissenschaftliche Forschung im sozialpädagogischen Jahrhundert hat, bis auf wenige Ausnahmen, keine holistische Perspektive entwickelt. Sozial- und Kulturforscher haben sich im Lauf der Zeit mehr auf einzelne Phänomene beschränkt und selten einen Überblick bzw. eine gesamtgesellschaftliche Analyse im Hinblick auf den Zustand der sozialen Hilfe und die öffentliche Übernahme an sich privater Aufgaben oder der Installation von ganzheitlichen und lokalen sozialen Hilfsmaßnahmen, vorgenommen. Einzelne Tranchen von Verstärkerprozessen, Bildungs- und bildungsbegleitenden staatlichen Maßnahmen, psychologische Aspekte, die unterschiedlichen Konstruktionen von Devianz und Anpassung und eine Vielzahl von Pathologien fanden das Interesse von Wissenschaftlern. Jedoch fehlt es an Forschungen zum sozialpädagogisierten Hilfswesen als systemischen Ganzen. Es fehlt ein ernsthafter Blick auf Grundlegungen.

Trotz des immer umfangreicher werdenden Diskurses über die Entstaatlichung sozialer Hilfsmaßnahmen gibt es zwar eine Vielzahl einzelner Untersuchungen zur Situation kleiner, lokaler Einheiten zwischen Familie und Nachbarschaft, zwischen Dorf und Region, zu personaler und sozialer Identität sowie zu den unterschiedlichsten soziokulturellen Bedingungen des Zusammenlebens in Stadt und Land. Aber wie die Umsetzung der Forderungen nach mehr Initiative und Eigenverantwortung des Einzelnen, wie einzelne kleine Gruppen die nunmehr seit mehreren Generationen staatlich sozialpädagogisierten Aufgaben übernehmen könnten und wie man die einzelnen Subjekte in die Lage versetzt dies zu tun, ist ungeklärt und wissenschaftlich nicht ausreichend untersucht.

Indigenization of social work

Mit dem Begriff der *Indigenization of social work* wird nun darauf gesetzt, dass sich Selbsthilfekräfte und traditionelle Muster der Krisen- und Konfliktbewältigung in lokalen kleinen Einheiten wiederentdecken, neu inszenieren und anwenden lassen. Das könnte die Folie für die Entwicklung einer völlig neuen Sichtweise in modernen Gesellschaften sein, die zu einer neuerlichen Beschäftigung mit eigenen und verschütteten traditionellen Formen im Lokalen anregt sowie eine moderne Sozialarbeit daraufhin ausrichtet und nach ihren eigenen Grundlagen fragen lässt.

Eigene Kräfte, also *indigene* Strukturen zur Konfliktbewältigung und sozialer Verantwortung, scheinen in den Gesellschaften der nördlichen Hemisphäre verloren gegangen zu sein. Nachbarschaftshilfe und die Übernahme sozialer Verantwortung in den Familien sind kaum noch vorhanden und wenn, dann eher versteckt. Pflegebedürftige alte Menschen, die noch in einem Familienverband betreut werden (können) oder eine Betreuung von Schulkindern findet familiär oder bspw. im Wohnviertel, wenn überhaupt, nur noch selten statt. Lokale Organisation von Kinderbetreuung, z. B. in den meist autonom und im Rahmen eines Vereins geführten Kinder- und Schülerläden, stellen Notlösungen dar, die ihrerseits zeitlich begrenzt, strukturell sehr fluide und meist nur durch die entsprechenden Eltern getragen werden. Trotz aktueller Debatten um das verbriefte Recht eines jeden Kindes auf einen Betreuungsplatz und Erziehungsurlaub, Elterngeld etc., versandet die Diskussion immer wieder in politischen Tagesdebatten. Andererseits sind staatliche Stellen kaum in der Lage, auf lokale Cluster zu reagieren und je nach Sozialraum, sozio-kultureller Prägung und Zusammensetzung einzelner Wohngebiete, Bevölkerungsdichte und anderer sozial-geographischer Faktoren passende Sozialbetreuung anzubieten bzw. auf Phänomene und soziale Probleme in bestimmten Verdichtungsräumen (Stichwort: Soziale "Brennpunkte") adäquat zu reagieren. In der überreglementierten sozialpädagogisierten Gesellschaft kann kaum Eigeninitiative entstehen, auch dann nicht, wenn sich lenkende staatliche Stellen ruckhaft aus ihrer gewachsenen Verantwortung zurückziehen. Konzepte, die etwa in einem Stadtviertel öffentliche soziale Aufgaben übernehmen, bleiben entweder immer im Partikularismus der Zuständigkeiten hängen oder scheitern im verbürokratisierten Dschungel der überreglementierten Strukturen der "Ersten Welt".

Der Blick in fremde Kulturen schärft das Verständnis der eigenen.

Afrika ist ein Kontinent, dem schon fast zu viele indigene Strukturen attestiert werden, die gleichzeitig an seiner vermeintlichen Rückständigkeit schuld sein sollen. Im Zuge des Exports der Moderne von der nördlichen Hemisphäre aus in Richtung Süden und Südosten wurden selbstverständlich auch die bekannten sozialpädagogischen Muster übertragen. Blickt man nach Afrika, so stellt sich ein Kontinent dar, der nach der Beendigung des Kolonialismus über keine seiner traditionellen ethnischen und nationalen Grenzen mehr verfügt. Neue Trennlinien wurden von den Kolonialisten willkürlich gezogen. Es entstanden Staaten westlicher Prägung; ganze Strukturen, zwischen Bürokratie und Verfassungen wurden exportiert und die afrikanischen Länder quasi verwestlicht, also Ordnungen angepasst, die vorher so nicht existierten. Nach der langen Kolonialherrschaft über den afrikanischen Kontinent konstatierten die Staaten der so genannten Ersten Welt die Unterentwicklung Afrikas. Diese "Unterentwicklung ist ein Ergebnis der kapitalistischen, imperialistischen und kolonialistischen Ausbeutung" (Rodney 1983, 13). Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand die Entwicklungshilfe. Viele Staaten verpflichteten sich selbst, 0,75% ihres Bruttonationalprodukts als Entwicklungshilfe zur Verfügung zu stellen. Diese Margen werden allerdings, mit Ausnahme von einigen skandinavischen Staaten, nicht eingehalten. So liegt beispielweise der Anteil der Entwicklungshilfe am Bruttoinlandsprodukt in Deutschland bei aktuell etwa 0,35 Prozent².

Einhergehend mit der Entwicklungshilfe der Ersten für die Dritte Welt wurden natürlich auch Teile des nach westlichen Mustern geordneten sozialpädagogischen Hilfswesens in die Entwicklungsländer transferiert. Allerdings jedoch ohne eine umfassende Bestandsaufnahme eines Ist-Zustands; weder der soziokulturellen Strukturen, noch der jeweiligen sozialen Problematik.

Das Hauptgewicht in der Entwicklungshilfe liegt nach wie vor auf ökonomischer Wertigkeit, obwohl gleichzeitig die hochindustrialisierten Staaten (G 8) ihre Märkte nicht oder nicht vollständig für Produkte aus Afrika öffnen. Ähnlich verhält es sich mit der Entwicklung der sozialen Gegebenheiten: Obwohl es das berühmte Schlagwort von der "Hilfe zur Selbsthilfe" gibt, werden westliche Modalitäten auf einem niedrigen Niveau unhinterfragt exportiert. Ein Überblick **wo genau** soziale Probleme liegen, ist bis jetzt noch nicht entstanden. Die Hilfe beschränkt sich auf

² www.oecd.org/dac/peerreviews

die Bekämpfung des Hungers, auf eben Gaben, ohne die die Situation zweifelsohne noch schlimmer wäre, die aber strukturell, langfristig und nachhaltig nicht viel ändern. Indigene kulturelle Gefüge werden nicht in ausreichendem Maße berücksichtigt; weder bei der Verteilung von Hilfsgütern, noch bei der Installation von bildungsrelevanten oder sozialpädagogischen Strukturen. Konflikte, egal in welchem Umfang, werden oft nicht durch Verhandlung und Vermittlung, sondern durch das Überstülpen einer westlichen Systematik eher unterdrückt, als gelöst. Insofern schwelen sie weiter und daran können auch noch so große UN-Truppenkontingente und umfangreiche Hilfsgüterlieferungen nichts ändern. Was bei diesen Hilfs- und Entwicklungsmaßnahmen völlig außer acht gelassen wird, sind die traditionellen Muster indigener Konfliktbewältigung, sowohl in kleinen lokalen Einheiten (Familien, Sippen, Stämmen), als auch zwischen den Völkern. Was am meisten zu zählen scheint, ist die Nutzung geostationärer Vorteile durch die Geberländer, die auch oft genug ihre Stellvertreterkriege auf diesem Kontinent austrugen.

Schon bevor Afrika kolonialisiert und ausgebeutet wurde, gab es dort Konflikte, die nicht immer zwangsläufig in kriegerischen Auseinandersetzungen endeten. Die unterschiedlichen Ethnien haben immer schon lokale Lösungen gesucht – und oftmals gefunden –, ohne dass dies bisher in der restlichen Welt aufgefallen und ernst genommen worden wäre. Forschungsarbeiten u. a. von Paul Parin und Mary Douglas legen dafür ein umfangreiches Zeugnis ab. Natürlich sind die einzelnen lokalen Konfliktlösungsmodalitäten nicht direkt miteinander vergleichbar, es ist jedoch denkbar, einzelne, wenn auch auf den ersten Blick hin total differente, Strukturen auf ihre Funktion und Wirkungsweise hin zu überprüfen und zu versuchen, sie in einem anderen Kulturkreis gezielt zur Lösung bestehender Konflikte einzusetzen.

Familienkonflikte und Konflikte in kleinen Gemeinschaften folgen den ethischen Grundsätzen der jeweiligen Kultur, orientieren sich also an den gemeinschaftlichen Normen und Wertvorstellungen, an den religiösen Mustern und Geschlechterrollen, sowie an den Eigentumsverhältnissen. Solidarische Besitzverhältnisse beispielsweise bilden vor allem in ruralen Strukturen oft auch einen Teil sozialer Wohlfahrt: Was allen gehört, soll auch alle ernähren.

Weltweit gilt allerdings, dass viele der traditionellen Strukturen sozialer Verantwortung und der Konfliktbewältigung in lokalen kleinen Kreisen in

Vergessenheit geraten sind. In Afrika aufgrund der importierten (sozialpädagogisierten) Hilfsstrukturen; in Europa aufgrund des gewachsenen staatlich sanktionierten und kontrollierten Hilfswesens. Nun die Menschen – hier wie dort – einfach zu mehr Aktivität und Eigenvorsorge und -verantwortung aufzufordern hilft wenig. Es fehlt an Visionen und an Anleitungen zur Gestaltung einer neuen "traditionalen" Kultur. Es reicht nicht aus, allgemein den Verlust an Werten zu beklagen, ohne eine Vorstellung davon zu entwickeln, wie sich Selbstverantwortung in das bestehende System integrieren lässt und wie Maßnahmen zur Wiederentdeckung und Wiedererlangung von Eigenverantwortlichkeit und Solidarität in kleinen und überschaubaren Lebensbereichen formuliert, inszeniert und implementiert werden können. Und zwar so, dass das Lokale im Globalen neue Bedeutung erfährt, ohne dass es in irgendeiner Weise in nostalgische und heimattümelnde Verkapselungen mündet.

Insbesondere in Afrika wird im Kontext von *Indigenization* mehr und mehr Abstand von aus dem Norden importierten sozialpädagogisierten Hilfssystemen genommen, statt dessen werden eigene indigene Muster aktiviert, die vor allem im kulturellen Gedächtnis der autochthonen Kulturen sedimentiert sind (vgl. Halbwachs 1985), teils aus reiner Not, teils aus dem kollektiven Gefühl heraus, abgehängt zu sein von wirklichen Hilfen, die die Lebenssituation nachhaltig verbessern und auf einem dauerhaft höherem Niveau erhalten. Durch AIDS geht in Afrika beinahe eine komplette Generation verloren. Die mittlere Altersstufe fehlt in einigen Regionen nahezu vollständig. Daraus folgt, dass z. B. die Großeltern gezwungen sind, die Enkel durchzubringen – oder eben die Zahl der AIDS-Waisen explosionsartig ansteigt.

Selbst dort, wo es zumindest noch die Mütter gibt, die in Lohn und Brot in anerkannten Berufen (z. B. Krankenschwester) stehen, kommt es zu heftigen Interferenzen mit dem restlichen Leben, dessen Organisation in einer Gemeinschaft große Probleme darstellt. In den Augen von Helfern westlicher Organisationen, die das krankpflegerische Hilfswesen mit aufbauen, sind viele Afrikaner mit den Attributen "faul" und "unpünktlich" belegt. Ein mehrmaliges nicht rechtzeitiges Erscheinen rechtfertigt schon ein negatives Urteil. Dass der Grund dafür eben genau darin liegt, dass außerhalb der Arbeit zuerst Kinder (oft auch aus zerstörten Beziehungen) versorgt und in der restlichen Gemeinschaft, die die Lebenswelt außerhalb des Jobs darstellt, untergebracht werden müssen, erschließt sich dem von außen kommenden Helfer zunächst nicht auf den ersten Blick.

Ebenfalls nicht, dass die Grundversorgung teilweise eben auch durch Gemeinschaftsarbeit oder Eigenanbau von Lebensmitteln gesichert werden muss. Versorgung ist ein wichtiger Teil traditioneller Muster in lokalen kleinen Lebenseinheiten und dass deren Anteil mit der modernen Lebensweise einer genau an der Uhr ausgerichteten westlichen Vorstellung schnell kollidiert, ist offensichtlich. Wenn aber eine afrikanische, mehr an gemeinschaftlichen Traditionen, wie gegenseitiger Hilfe, Verantwortung für die Familie/Sippe und soziokulturellen und religiösen Praktiken, orientierte Lebenswelt in den Augen von Entwicklungshelfern nur Vorurteile, statt Neugierde auf und Verständnis für das andere hervorbringt, bedeutet das, dass man afrikanische Lebensweisen per se schon für minderwertig hält (vgl. Nottrott 2001).

Obwohl die Erste Welt auf die vielen unterschiedlichen Lebensweisen des afrikanischen Kontinents oftmals abschätzig heruntersieht, ist nicht nur Ethnologen klar, dass es in Afrika eine kulturelle Praxis gibt, die noch die im Westen untergegangenen sozialen Werte pflegt. Was in unseren Kulturen oft beklagt wird, nämlich die Entsolidarisierung und Entbettung aus Kollektiven, die Individualisierung und die Vereinsamung sowie ein allgemeines Desinteresse an der jeweiligen Gemeinschaft, egal in welcher Größenordnung, scheint in afrikanischen Kulturen zumindest teilweise noch nicht soweit zu sein. Obwohl die Werte traditioneller Gesellschaften immer mehr zu verschwinden scheinen, müssen sich Sozialwissenschaften – ob nun analysierend, deskriptiv oder handelnd ausgerichtet – damit befassen, ob es eine Möglichkeit gibt, etwas aus diesen Strukturen zu lernen, um den negativen Tendenzen in westlichen Gesellschaften entgegenwirken zu können.

Afrika hat, aufgrund seiner zahlreichen unterschiedlichen Ethnien, seiner langen Traditionen und seiner Umbrüche, ein kollektives Gedächtnis entwickelt, das unterschiedlichste soziale Bedingungen aufweist (Halbwachs 1966). Diese, von Maurice Halbwachs *cadres* genannten sozialen Bedingungen haben es ermöglicht, in kleinen Kommunen Besonderheiten auszubilden, die es erlauben, ohne staatliche oder supralokale Vorgaben das Zusammenleben zu organisieren und auftretende Konflikte zwischen Versorgung und gesellschaftlichen Friktionen zu lösen. Die diversen indigenen Konzepte der einzelnen Ethnien funktionieren in langen Zeitläuften und haben sich in der sozialen Praxis bewährt, auch wenn sie zum Teil untergegangen oder durch "westliche" Modalitäten ersetzt wurden.

So führt ein forschender Blick auf diese Muster zu der Fragestellung: Was können wir für unsere zukünftigen Überlegungen lernen? Also: Wie könnte eine *Indigenization* bei uns aussehen, die sich von einer fürsorglichen Belagerung professioneller Hilfen löst, sich auch lösen muss, da diese im Umbau auch stark reduziert werden? Was können wir aus einer Konfrontation mit traditionellen Mustern für unsere Zukunft und für die Lösung kommender Problemstellungen lernen? Welche Relevanz haben diese für die aktuellen Diskurse über Aktivierung und Selbstverantwortung? Wie kann mit diesem Wissen das Soziale im Norden neu gedacht werden? Wie ließe sich eine neue Vision des Sozialen im Lokalen denken und wie sähe diese aus?

Um ein theoretisches Gerüst zu erhalten, das die Sozialarbeit in lokalen kleinen Einheiten neu betrachtet und sich der Neuentdeckung von traditionellen Konfliktlösungsmodalitäten und deren Neuinszenierung und Implementierung in heterogenen Kulturen widmet, ist es notwendig – bevor empirische Forschung beginnt – einen Blick darauf zu werfen, unter welchen Bedingungen Sozialarbeit funktioniert.

Obschon es in der Ersten Welt immer wieder Debatten über Werte gibt, werden soziale, kulturelle und ethische Werte selten oder nur auf bestimmten Diskussionsebenen postuliert und diskutiert. Die Wertedebatte folgt ökonomischen Mustern und Erwägungen oder ist ein Selbstzweck in öffentlichen Veranstaltungen, die aber meist nichts weiter bedeuten oder verändern, weil sie eher narzisstisches Forum für mehr oder weniger bekannte und berufene Selbstdarsteller sind.

Wir leben in einer sich schnell verändernden Kultur, deren soziale Werte oftmals im Diktat globaler Wirtschaftserwägungen auf der Strecke bleiben. Durch die Orientierung am allgemeinen Streben nach Gewinn und verloren im Konkurrenzkampf sowie einer ständigen Existenzangst, befeuert durch die permanente Furcht, den Arbeitsplatz zu verlieren, hält die soziokulturelle Entwicklung nicht mit den ökonomischen Möglichkeiten Schritt. Daher verkümmert die Fähigkeit des Menschen zu sozialer Verantwortung in seinem unmittelbaren Umfeld. Direkte Eingriffsmöglichkeiten des Individuums werden in einer Gesellschaft, die sich eine Sozialarbeit leistet, die bis in die letzten Winkel der Familie hineinwirken kann, mehr und mehr verunmöglicht. Andererseits muss Sozialarbeit auch dafür herhalten, wie Horst Eberhard Richter (s. o.) bemerkt, eine

kalmierte Gesellschaft zu erhalten, in denen die Verlierer glauben, an ihrem Schicksal selbst schuld zu sein. Das schafft eine Prävalenz, in der der Einzelne glaubt, an seinem Schicksal selbst schuld zu sein und sich weniger traut, um Hilfe zu bitten. Die Fähigkeiten, selbst und von sich aus, in dem unmittelbaren Lebensumfeld Veränderungen zum Besseren zu schaffen, sind kaum noch gefragt, weil es ja eine umfassendes soziales und sozialpädagogisches Hilfswesen gibt. Appelle zu mehr Verantwortungsbewusstsein und der bürgerliche Ruf nach der Übernahme von mehr persönlicher Verantwortung für sein Schicksal sind sinnlos, weil die Menschen nur eingeschränkt in der Lage sind, solidarische und kleinräumige Verantwortungsbereiche zu erkennen, zu übernehmen und gegen Widerstände zu verteidigen. Obwohl es zwar Initiativen gibt, die genau darauf orientiert sind, bleiben diese eher Ausnahmerecheinungen.

Es ist vorerst nicht möglich, theoretische Grundlagen zu erarbeiten, nach denen sich in heterogenen Gesellschaftsstrukturen – egal, ob nun in der akzelerierten Ersten Welt oder in der schon fast von der Globalisierungseuphorie abgehängten Dritten Welt – Selbstverantwortung und Handlungskompetenz implementieren lässt. Vorbedingung zu einer Theorie, die umfassend die Möglichkeiten einer Wiederbelebung kleiner Lebensbereiche und einer Rekonfiguration naher sozialer Verantwortungsbereiche darstellt, ist zunächst die profunde Recherche in anderen Kulturen.

Es muss deshalb ein Überblick über die Verfasstheiten und Wirkungsweisen der aktuellen sozialpädagogischen Maßnahmen geschaffen werden, die sich von ihren Grundlagen entfernt hat.

Zweitens muss eine Theorie der Reaktivierung von gesellschaftlicher Verantwortlichkeit in kleinen Lebensbereichen auf die Vielschichtigkeit von Ländern und Ethnien eingehen, um Grundlagen für Analyse und Handlungsanweisungen zu generieren, die praxistauglich und multiethnisch spezifiziert einsetzbar sind

Fragen und Thesen:

Eine Theorie der Reaktivierung von Selbstverantwortlichkeit von Menschen für die sozialen Belange kleinräumiger Lebenseinheiten muss, wenn sie als Grundlage des Empowerment dienen soll, folgende Fragen diskutieren und beantworten:

Was heißt Aktivierung? Was soll bei wem wie aktiviert werden? Welche Ziele werden damit verfolgt? Wie lassen sich die Vorstellungen von mehr Selbstverantwortung in diversen Lebensbereichen in die Praxis implementieren und inszenieren?

Konkrete Fragestellungen, die in die Theorie mit einfließen und empirisch belegt werden sollten, sind:

Wie lösten traditionelle Kulturen Gewaltkonflikte in ihrer Ethnie?

Wie gingen traditionelle Kulturen mit der Erfahrung des Fremden um?

Wie reagierten traditionelle Kulturen auf auffällige Kinder und wo lagen hierbei die Grenzen zwischen „auffällig“ und „normal“? Wie reagier(t)en traditionelle Kulturen auf Konflikte unter den Menschen?

Wie reagierten traditionelle Kulturen auf Armut und Benachteiligung?

Gibt es in traditionellen Gesellschaften unterschiedliche Vorstellungen ab, wann Menschen hilfsbedürftig sind; unterschiedliche „Poverty lines“? Wie traten traditionelle Kulturen Neid und Missgunst entgegen?

Welche Visionen des Zusammenlebens im Lokalen hatten sie?

Auf welchen Menschenbildern beruhten sie?

Gibt es Muster der Vereinbarkeit von Mutterschaft und "Beruf" in traditionellen Gesellschaften?

Ein Status der sozialpädagogisierten und staatlich sanktionierten Hilfsstrukturen ist in Europa bis jetzt nicht umfassend entstanden.

Es wurde bis heute nicht ausführlich untersucht, wo, wie viel und welche sozialpädagogisierten Maßnahmen, anwendbar und sinnvoll eingesetzt wurden und werden.

Kleinräumige Verhaltensmuster sind nicht mehr allgemein gefragt; es gibt sie nicht mehr. Das Wissen, über die Praktikabilität von beispielsweise Nachbarschaftshilfen in Betreuungsfeldern zwischen Kinder-, Jugend-, und Altenhilfe, ist "verschüttet" und im Idealfall nur noch den älteren Generationen präsent, die aber am aktiven Leben, politisch und sozial kaum noch teilnehmen (dürfen).

Obschon es in der Ersten Welt immer wieder Debatten über Werte gibt, werden soziale, kulturelle und ethische Werte selten oder nur in bestimmten

Diskussionsebenen diskutiert und postuliert. Die Wertedebatte folgt ökonomischen Mustern und Erwägungen. Hierarchien, Hilfsstrukturen und gesellschaftliche Prävalenzen, die lokale Strukturen ermöglichen, gehen in der Globalisierungseuphorie unter.

Eine Antwort auf die Globalisierung heißt Lokalisierung und Lokalismus. Ein partielles Abwenden vom großen Ganzen einer nationalen Vorstellung und eine partikularistische Hinwendung auf face-to-face-Kontakte versprechende Assoziationen sind Reaktion auf die Globalisierung. Verantwortung wird aber oft abgegeben oder auf andere (Funktionsträger) übertragen.

Entsolidarisierung greift auch in den traditionell orientierten Gesellschaften Afrikas um sich. Neid, Missgunst und andere entsprechende Muster werden zwar oft als koloniale Folge betrachtet, sind aber trotzdem virulent.

Ein Sich-beklagen ohne selbst engagiert zu sein, also eine Konsumentenhaltung, folgt in den Kulturen der Ersten **und** der Dritten Welt den gleichen Bedingungen. Einmal als Folge einer überregulierten und merkantil ausgerichteten sozialpädagogisierten Gesellschaft, und zum anderen als Folge einer falschen Entwicklungspolitik und -hilfe.

Zuverlässige, offene und unumwundene Einschätzungen der Situationen, die Hilfsmaßnahmen betreffen, sind weder in Europa noch in Afrika vorzufinden. Partikulare Interessen herrschen vor und machen es oft unmöglich, Hilfsstrukturen in kleinen Einheiten zu implementieren.

Ein Bewusstsein der Wichtigkeit von kleinen Einheiten, die wieder in der Lage sind, einen Großteil ihrer sozialen Probleme eigenständig zu lösen, kann nur durch ein Umsteuern erreicht werden. Politiker und professionelle Helfer aller relevanten Sparten müssen einsehen, dass die Herausforderungen eines modernen Sozialwesens nur mit und in lokalen Einheiten bewältigt werden können, nicht durch supralokale Vorgaben und Entwicklungspläne.

Literatur

Bettelheim, Bruno: Kinder der Zukunft. Gemeinschaftserziehung als Weg einer neuen Pädagogik. Wien, München, Zürich 1971 [The Children of the Dream. London 1969]

Douglas, Mary: Wie Institutionen denken. Frankfurt 1991 [How Institutions Think. Syracuse University Press 1986]

Erdheim, Mario. Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß. Frankfurt 1984

Fertig, Ludwig: Zeitgeist und Erziehungskunst. Darmstadt 1984

Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt 1985. [La mémoire collective. Paris 1950]

Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Berlin und Neuwied 1966 [Les cadres sociaux de la mémoire. Paris 1925]

Hengsbach, Friedhelm im Interview mit dem Deutschlandradio Berlin am 17. September 2004

Herzog, Roman: Rede vom 17. 1. 1996 in der evangelischen Akademie Tutzing. Dokumentiert in Süddeutsche Zeitung 18.1.1996

Nottrott, Kathrin: Krankenpflege in Afrika. Eine Berufsgruppe und ihre Mittlerrolle zwischen Tradition und Moderne. Magisterarbeit Johann Wolfgang Goethe-Universität. Frankfurt 2001

Richter, Horst Eberhard im Interview mit Gero von Boehm in der 3sat Reihe: Gero von Boehm begegnet... 15. Januar 2007

Rodney, Walter: Afrika. Die Geschichte einer Unterentwicklung. Berlin 1983¹²

Parin, Paul; Morgenthaler, Fritz und Goldy Parin Matthèy: Die Weißen denken zuviel. Psychoanalytische Untersuchungen in Westafrika. München o.J.

Schilling, Johannes: Soziale Arbeit, Neuwied, Kriftel, Berlin 1997

Yunus, Muhammad: Grameen - eine Bank für die Armen der Welt. Bergisch Gladbach 1998